

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Kinderseele.

Roman von Reinhold Ortman.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Margarete ging in das Speisezimmer, dessen Tür ihr der Oberkellner dienstbeflissen geöffnet hatte. Aber sie hatte sich kaum an einem Eckstischchen niedergelassen, als sie wahrte, daß auf der anderen Seite des großen Raumes ein bis dahin von ihr nicht bemerkter Herr grüßend aufstand, um sich alsbald ihrem Plaze zu nähern. Auch wenn er nicht gezwungen gewesen wäre, sich dabei auf einen Stuhl zu stützen, würde sie sofort den Oberleutnant Rasmussen in ihm erkannt haben, aber es war trotz der angenehmen Eindrücke, die sie aus seinem Hause mit sich weggenommen, eine keineswegs freundliche Empfindung, die sich bei seinem Anblick in ihrem Herzen regte.

Er hatte ihr ja bei jener ersten Begegnung recht gut gefallen, und sie war ihm noch immer dankbar für jedes warme Wort, das er über ihren Vater gesprochen; aber zwischen jene Unterhaltung und die gegenwärtige Stunde fiel ihre Aussprache mit Bardeleben, und das Wort von der unverföhnlichen Feindschaft, das im Munde des Barons einen so eigenen Klang gehabt hatte, lag ihr noch immer im Ohr.

„Ich bin Ihnen noch eine Erklärung schuldig, Fräulein Dthmar,“ begann Rasmussen, „und ich freue mich der glücklichen Gelegenheit, sie geben zu können.“

„Eine Erklärung — mir, Herr Oberleutnant?“

„Ja — oder vielmehr die Berichtigung eines unüberlegten Wortes. Sie erinnern sich meiner Frage, ob Sie mit unzerreißbaren Banden an das Klein-Elbacher Herrenhaus gefesselt seien. Das war unziemlich und töricht. Denn ich könnte ja nur von ganzem Herzen wünschen, daß es so wäre.“

„Ich verstehe nicht, Herr Rasmussen —“

„Nicht Zurechtwegen freilich,“ fuhr er fort. „Denn der Aufenthalt, der mir für Sie als ein angemessener erschiene, müßte von ganz anderer Beschaffenheit sein als das Haus meines Schwagers. Aber um meiner kleinen Nichte willen. Es war eine Gnade des Himmels, die Sie diesem armen Kinde zuführte. Sie zu verlieren, würde für Dielinde den zweiten unerfeglichen Verlust in ihrem jungen Leben bedeuten.“

Nun hätte sie ihm ja eigentlich sagen müssen, wie nahe dem Kinde dieser Verlust bevorstehe. Aber sie gewann es nicht über sich in einer unbezüglichen Furcht vor den Fragen, die er an ihre Mitteilung knüpfen werde. Sie hätte ihm ja unmöglich sagen können, daß es Fadvigas abfällige Kritik ihres Benehmens in seinem Hause gewesen war, die den Anlaß dazu gegeben, und es wäre gegen ihre Natur gewesen, ihn mit irgend einer rasch erfundenen Unwahrheit abzuspewen. So versuchte sie nur, das Gespräch von dem ihr peinlichen Gegenstand abzulenken.

„Jede andere gewissenhafte Erzieherin würde dem Kinde dasselbe oder vielleicht noch mehr bieten können als ich. Außerdem liegt die Sorge für Dielinde jetzt viel mehr in den Händen des Fräulein v. Ostrowski als in den meinigen.“

„In der Tat? Aber das wäre ja gerade das, was ich so sehr fürchte. Wenn ich denken müßte, daß das Kind meiner Schwester diesen beiden überantwortet sein soll — ich wäre imstande, es ihnen mit Gewalt zu entreißen und es vor ihnen irgendwo in Sicherheit zu bringen, müßte ich mich auch mit ihm in dem entlegensten Winkel der Erde verbergen.“

Margarete schüttelte den Kopf. „Sie hegen da offenbar Befürchtungen, die ich nicht begreife. Herr v. Bardeleben liebt sein Töchterchen aufrichtig und —“

„Er liebt es? Er, dieser rohe Kraftmensch, dem alles Barte von jeher ein Greuel gewesen ist? Er liebt es? Vielleicht so, wie er meine Schwester geliebt hat, die sich unter seinen Augen in Gram und Verzweiflung verzehren durfte, nachdem er sich in brutaler Selbstsucht ihrer Person und ihres Vermögens versichert hatte.“

„Ich muß bitten, Herr Oberleutnant — nichts mehr von dieser Art! Sie vergessen, daß ich im Dienst des Herrn v. Bardeleben stehe, und daß ich unter seinem Dache lebe.“

„Verzeihen Sie — es riß mich hin. Ich habe ja auch gar nicht den Wunsch, Sie mit diesen traurigen Dingen zu beunruhigen, die meine Jugend vergiftet haben wie die meiner unglücklichen Schwester. Was braucht Sie am Ende dieser Bardeleben zu kümmern und dies Fräulein Ostrowski, die seiner würdig sein mag! Nur von dem Kinde wollte ich sprechen, und das — ich sehe Sie an — das dürfen Sie mir nicht verbieten. Sie ahnen ja nicht, was dies kurze Zusammensein mit der Kleinen für mich gewesen ist. Ich selbst habe es bis dahin nicht gewußt, wie mein Herz an ihr hängt. Ob ich ihr um ihrer selbst willen diese grenzenlose Zärtlichkeit entgegenbringe, oder ob es meine tote Schwester ist, die ich in ihr liebe — ich kann es nicht unterscheiden, und es ist ja auch gleichgültig. Gewiß ist nur, daß das Kind seit seinem Aufenthalt in meinem Hause alle meine Gedanken ausfüllt, und daß ich mich in Sehnsucht verzehre, es wiederzusehen.“

„Und Sie glauben, daß Herr v. Bardeleben Ihnen das verwehren würde?“

„Ich würde lieber das Neueste tun, ehe ich mich herbeilasse, ihn darum zu bitten. Mein Schwager und ich — doch, davon sollte ja nicht mehr die Rede sein. Wenn, mein verehrtes Fräulein: der Weg zu meiner Nichte, der gleichzeitig ein Weg nach Klein-Elbach sein müßte, ist mir verschlossen. Von dem Glück, das dies Kind in mein Leben bringen könnte, darf ich nur träumen, wie ich bis jetzt von allem Herrlichen nur habe träumen dürfen.“

Margarete wußte ihm nichts zu erwidern. Das Gespräch war ihr mit jeder Minute peinlicher geworden, wenn sich auch bei seinen letzten Worten etwas wie warmes Mitgefühl in ihrer Seele gerogt hatte.

Herbert Rasmussen aber bemerkte offenbar nichts von der Verlegenheit, in die seine Reden sie versetzt hatten. Er hatte ein paar Sekunden lang mit leerem Blick auf das Kaiserbild gestarrt, das ihm gegenüber an der Wand hing; dann sprach er weiter: „Ich wäre vermutlich ein mittelmächtiger Künstler geworden, wie ich ein mittelmächtiger Offizier gewesen bin, und seitdem die ersten Klusionen zerfallen sind, liegt das Bewußtsein meiner Mittelmächtigkeit auf mir wie ein Fuch. Etwas im Leben möchte man doch ganz sein. In irgend einer Zeit möchte man doch das Bewußtsein hegen dürfen, seine Anlagen und Fähigkeiten einem schönen und großen Zweck nutzbar gemacht zu haben. Ich habe diesen Zweck nicht finden können — draußen im Getriebe der Welt so wenig als hier in der Einsamkeit meiner Heimat. Bis vor vier Tagen. Da ist es plötzlich wie eine Offenbarung über mich gekommen, als ich die Vermehrung Dietlindes an meinem Halse fühlte und besonders später, als ich sie in ihrem Verkehr mit Ihnen beobachten durfte. Da ist mir's zum ersten Male in meinem Leben klar geworden, daß ich nicht gemacht bin, auf einem exponierten Platze zu stehen und ins Weite zu wirken. Das Mißtrauen gegen mich selbst, über das ich nie hinwegkomme, würde immer aufs neue meine Kräfte lähmen. Wenn ich meinem Dasein überhaupt einen Zweck und einen Inhalt geben will, darf ich's an keine größere Aufgabe setzen als an die Sorge um einen einzelnen Menschen. Und dazu, meine ich, würde es wohl reichen. Wenn ich dies Kind hegen und hüten dürfte, wenn es mir vergönnt wäre, ihm ein Leben voll Wärme und Sonnenschein zu bereiten, in jeder Minute auf nichts anderes bedacht zu sein als auf sein Glück — ich bin gewiß, daß ich darin volles Genügen und restlose Befriedigung finden würde.“

„Was hindert Sie, diese Befriedigung in der Sorge um irgendein anderes armes, verlassenes Geschöpf zu suchen?“

Er schüttelte den Kopf. „Ich gehöre leider nicht zu den Menschen, deren Liebe immer bereit ist, sich an das erste beste menschliche Wesen zu verschicken, das ihnen in den Weg kommt. Werden Sie es mir glauben, Fräulein Othmar, daß ich als Offizier mit achtundzwanzig Jahren noch nicht eine einzige Liebchaft gehabt habe, nicht einmal die unschuldigste Jünglingschwärmeri?“

Sie war ein wenig errötet. „Aber darum handelt es sich ja gar nicht,“ sagte sie rasch. „Die Liebe, die Sie für Ihre kleine Nichte empfinden oder die Sie irgendeinem anderen schutzbedürftigen Kinde entgegenbringen würden, ist doch nicht von dieser Art.“

Er sah sie an, und es war etwas in seinem Blick, das sie zwang, die Augen niederzuschlagen. „Ja, darin haben Sie wohl recht,“ erwiderte er langsam. „Aber seitdem ich Ihnen hier gegenüberstehe, will es mir scheinen, als ob ich in diesen vier Tagen nicht ganz ehrlich gewesen wäre gegen mich selbst. Die Lebensaufgabe, die ich mir da zurechtgeträumt habe, würde doch wohl nicht ausreichen, mich glücklich zu machen, wenn ich — wenn ich nicht auch Sie darin einschließen dürfte, Fräulein Margarete!“

Seit einigen Sekunden schon hatte sie etwas Derartiges kommen sehen, und doch war nun, da die bestemmende Ahnung sich erfüllt hatte, ihre Bestürzung noch immer so groß, daß sie kaum auf der Stelle eine Antwort gefunden hätte.

Ein Zufall, den sie in der Stille ihres Herzens voll heißer Dankbarkeit segnete, kam ihr zu Hilfe. Ein älterer Herr in Uniform hatte den Speisesaal betreten, und er kam eben jetzt so nahe an ihrem Tische vorüber, daß das Mirren seines nachschleppenden Säbels den Oberleutnant anschauen lassen mußte. Im nächsten Augenblick hatte er sich erhoben, um den Offizier, einen Major des in Waldenburg garnisonierenden Regiments, pflichtschuldig zu begrüßen. Nun war an eine Fortsetzung ihres Gesprächs nicht mehr zu denken. Der Major hatte so unzweideutig fragend zu Margarete hinübergesehen, daß Rasmussen dem Zwange einer Vorstellung nicht wohl ausweichen konnte, und nun bat der etwas neugierige Herr um die Erlaubnis, sich zu ihnen setzen zu dürfen.

Wenn auch der Oberleutnant kaum imstande war, sein Mißvergnügen über die Störung zu verbergen, wenn er sich nur mit zerstreuten Bemerkungen an der von dem Major begonnenen Unterhaltung beteiligte, so mußte er geschwehen lassen, was zu ändern nicht in seine Macht gegeben war. Erst als der Klein-Eilbacher Kutscher eintrat, um zu melden, daß der Schlitten vorgefahren sei, raffte er sich doch noch einmal wie zu einem verzweifelten Entschlusse auf. Er hatte

einen Blick durch das Fenster geworfen, und nun sagte er: „Ich sehe, daß Sie die lange Fahrt in einem offenen Schlitten machen wollen, gnädiges Fräulein! Damit können Sie bei dieser schneidenden Kälte Ihrer Gesundheit ernstlich schaden. Mein Automobil mit seiner geschlossenen Karosserie würde Ihnen jedenfalls besseren Schutz gewähren, und es kann in wenig Minuten zur Abfahrt bereit sein. Wollen Sie mir nicht gestatten, Ihnen einen Platz darin anzubieten?“

Margarete, die sich bereits erhoben hatte, streifte ihn mit einem abweisenden Blick. „Ich danke Ihnen, Herr Oberleutnant! Ich ziehe den Schlitten vor.“

Er preßte die Lippen zusammen und verbeugte sich stumm. Daß er sich nach ihrer kurzen Verabschiedung von dem Major anschickte, sie hinauszubegleiten, konnte sie ihm nicht verwehren. Sie ging aber so rasch, daß er auf dem kurzen Wege keine Möglichkeit fand, zu ihr zu sprechen.

Als sie dann im Schlitten saß, mußte sie ihm aber wohl standhalten. „Ich habe vorhin nicht ausreden können, Fräulein Othmar,“ sagte er halblaut, „und ich muß darum fürchten, daß Sie meinen Worten eine für mich unerwünschte Deutung geben. Darf ich den Versuch machen, durch eine offene Erklärung diesen Eindruck zu verwischen? Wollen Sie mir erlauben, Ihnen zu schreiben?“

Die Angst, von der sie seit einer halben Stunde gepeinigt wurde, ließ ihre Antwort Schroffer ausfallen, als es eigentlich ihre Absicht gewesen war. „Nein! Ich bitte Sie dringend, davon abzusehen. Es würde auch schon deshalb ganz zwecklos sein, weil ich mich wahrscheinlich nur noch wenige Tage auf Klein-Eilbach aufhalten werde.“

Bestürzt sah er sie an. Aber er konnte keine Frage mehr an sie richten, denn sie hatte dem Kutscher ein Zeichen gegeben, und die Pferde zogen an. Ein stummes Reigen des Kopfes, dann war sie nach ihrer Meinung für immer aus Herbert Rasmussens Leben entschwunden.

Ihre unruhigen Gedanken lehrten auch bald zu dem Kinde zurück, das sie in seinem verzweifelten Schmerz auf dem Klein-Eilbacher Schlosse zurückgelassen hatte. Wohl war die Kleine während der letzten Wochen anscheinend ganz gesund gewesen, aber Dr. Wittmann hatte wiederholt gedauert, daß man auf eine Wiederkehr der nervösen Erscheinungen noch immer gefaßt sein müsse. Ihr heutiges Verhalten mußte Margarete fürchten lassen, daß diese Gefahr in unmittelbare Nähe gerückt sei. Das quälte und beängstigte sie um so mehr, als Dietlinde bei einer etwaigen neuen Erkrankung obendrein den Beistand des alten Arztes hätte entbehren müssen, der sie seit den ersten Tagen ihres Lebens beobachtet und behütet hatte. Denn der Sanitätsrat war auf einer seiner ärztlichen Besuchsfahrten von einem Schlaganfall betroffen worden, wie er selber es sich schon lange vorausgesagt hatte. Er war zwar noch am Leben, aber er lag gelähmt und der Sprache beraubt, und der junge Kollege, der neben ihm in Reinswaldau praktizierte, hegte keine Hoffnung mehr, ihn auch nur teilweise wieder herzustellen.

Sie hatte den Kutscher gebeten, so schnell als möglich zu fahren, und er hatte auch kaum nötig, die ausgeruhten Pferde anzutreiben. Trotzdem aber wurde ihr die Fahrt schier unerträglich lang, und als der Schlitten endlich vor dem Herrenhause hielt, eilte sie, ohne sich um ihre Pakete zu kümmern, mit angstdurchbeitem Herzen die Treppe in das obere Stockwerk hinauf.

(Fortsetzung folgt.)

Der Geist der Offiziere des Zaren.

Von Balticus.

Rußland hat keinen Adel mehr. Der hier einst gewesen, ist verarmt, verkommen, da er es nicht verstanden, sich den Erfordernissen einer neueren Zeit anzupassen. Die Aufhebung der Leibeigenschaft wurde für ihn zum Verhängnis, da diese Maßnahme, besonders durch die Stellungnahme des Adels dazu, seinen wirtschaftlichen Ruin herbeiführte. Natürlich nicht den aller Adelsgeschlechter. Viele von ihnen haben sich gehalten, leben in durchaus geordneten Vermögensverhältnissen. Aber bis zu der im Jahre 1866 erfolgten Befreiung der Bauern gehörten all die Güter des Kaiserreichs, soweit sie nicht das Eigentum der Krone oder der Kirche waren, dem Adel; bursten laut Befehl nur ihm gehören. Diese Bestimmung nun wurde durch den gleichen Heberstrich des Zaren, der die Bauern aus Sachen plötzlich zu Menschen machte, aufgehoben.

Die Gutsherren erhielten für den Verlust der Seelen — so nannte man die Leibeigener — vom Staat eine Entschädigung ausgezahlt. Mit diesem Gelde sollten sie freie Arbeiter zur Be-

wirtschaftung der Pändereien mieten. Natürlich taten das die alten Herren nicht, sondern gingen nach Paris und anderen Orten, in denen es sich gut leben läßt; freuten sich hier ihres Daseins, des gefundenen Geldes. Und auch die unter ihnen, die nach dem neuen System arbeiten und das von ihren Vätern Ererbte verzehigen wollten, kamen damit nicht zurecht. Ihnen fehlte ein- fach der Zusammenklang zwischen Leistung und Entschädigung. Dann hielten auch die Bauern, wenigstens gleich nach der Be- freiung — heute ist es ja etwas, aber nicht viel besser damit ge- worden — herzlich wenig vom Ganderfahren, sprachen immer nur von Freiheit, meinten, daß die im Nichtstun bestehe. So kam es zum Unvermeidlichen, da sich die Güter plötzlich aus einer reichen Einnahme bringende, in eine Zuschüsse fordernde Anlage verwandelten. Man legte sich daher fast gezwungener Maßen auf Raubwirtschaft, holzte die Wälder ab, verkaufte die Ernte auf Jahre hinaus auf dem Dalm, nahm Gelder zu den wildesten Be- dingungen, war aber einfach überglücklich, wenn Gott einem die Gnade erwies und irgend jemanden schickte, der die Scholle meinetwegen für ein Butterbrot erwarb, nur überhaupt abnahm. Dadurch ist heute der Stand des Landadels so gut wie verschwunden.

Rußland hat keinen Mittelstand. Erst jetzt, aber nur so ganz nach und nach fängt ein solcher an, sich zu entwickeln. Doch bis- her es überhaupt zu einiger Bedeutung gebracht hat, wird noch viel Zeit vergehen. Gewiß gibt es in Rußland genügend Handels- treibende, Lehrer, Geistliche und akademisch gebildete Leute, aber man kann sie nicht als Mittelstand bezeichnen. Zufälligerwei- sungen sind es, dem Glend durch einen glücklichen Umstand für ihre Person entkommen, aber ihre Kinder oder doch spätere Nach- kommen meist wieder dorthin zurücksendend. Es fehlt eben an der durch Generationen vererbten gewissen Wohlhabenheit der Fami- lien. Enorm reich und bettelarm, ja das gibt es vollauf, aber das Durchschnittsgehalt fehlt. Dies Manko findet seine Erklärung darin, daß Offiziersrock und Beamtenmütze bis ungefähr vor 50 Jahren dem Adel fast ausschließlich vorbehalten waren, das Studium gut den wenigen vorhandenen Hochschulen sogar noch allerhand Be- schränkungen in der Zulassung unterlag, die Zahl der Schulen zudem eine verschwindend kleine war, und diese Schulen nicht ein- mal allen zugänglich gemacht wurden, daß als Handwerker sich meist Leibeigene betätigten, die durch ihre billige Arbeit alles unterboten. Die dem Gutbesitzer mit Körper und Seele Ge- hörigen, arbeiteten doch nicht nur im Felde oder Walde, sondern zogen in die Stadt, ergriffen dort einen Beruf, zahlten für diesen Freiheitsurlaub ihrem Herrn Abgaben, oder er beteiligte sich am Gewinn.

Durch das Fehlen des Adels und des Mittelstandes mangelt es also in Rußland schon von Hause aus an dem Boden, der in allen anderen Staaten vorzugsweise Offiziere hervorbringt. Dazu geschleht oder geschah wenigstens auch von der Regierung nichts, um die Liebe zum Waffenhandwerk bei den aus vermögendem und angesehenem Hause stammenden jungen Leuten zu wecken. Im Gegenteil, sie wurden eher noch zurückgeschreckt. Der Vater des jetzigen Zaren, Alexander III., liebte die Armee durchaus nicht, obgleich sie doch die Stütze jedes und vielleicht gerade besonders des russischen Thrones bildet. Er nahm den Regimentern, die sich tapfer geschlagen, stolze Namen getragen hatten, die Uniform. In Dragounern, also berittener Infanterie, machte er die ganzen Husaren und Ulanen der Armee. Statt der Waffenröcke mit den Knöpfen, den gold- und silberprunkenden Schnüren, verlieh er ihnen so eine Art Messsack, die mit Sägen und Degen verschließ- bar waren. Natürlich ist das schließlich nur eine Neuzerlichkeit, die übrigens jetzt wieder rückgängig gemacht ist, aber unser ganzes Leben besteht doch vielfach mehr aus Form als aus Kern. Zudem hat man in Rußland, wie ja überall, eine feine Nase für den Wind, der vom Hofe weht. Es gehörte also bald zum guten Ton, auf die Offiziere so etwas herabzublicken; Beamte und zwar kleine, da schlecht bezahlt, und nicht den Stolz, die Blüte der Nation in ihnen zu sehen. Auch den Erlaß kann man kaum als sehr angetan zur Hebung des Ansehens des Offizierstandes be- zeichnen, der vorschreibt, daß jeder Einjähriger, nachdem er seine Zeit abgedient, Reserveleutnant werden muß und nach Bestehung der hierzu vorgeschriebenen Prüfung — bei der übrigens keiner durchfällt — befördert wird. Nun sind ja die Einjährigen gewiß brave, tüchtige Leute, da sie so lange die Schule besucht und schließlich ihr Abgangsgeld dort abgelegt haben. Aber daß nun diese doch sehr verschiedenen Gesellschaftsklassen entstammenden, in mancherlei Ansichten und Umgebung groß gewordenen Jüng- linge, all die moralischen Eigenschaften zum Reserveleutnant in sich tragen sollen, erscheint doch recht fraglich. Dem sich sehr fühl- bar machenden Mangel an Offizieren sollte dies Gesetz abhelfen. Gewiß, mehr Leute hat es geschaffen, die das goldene Ähchelstück tragen. Aber Wert auf diese Würde legt keiner der Inhaber, er- wähnt es sogar nie. Höchstens wenn ihn sein Weg ins Ausland führt und er die Verhältnisse dort kennt, brant das „Leutnant der Reserve“ stolz auf der Büttensorte.

Aber nicht nur das Ansehen der Offiziere wird geschmälert, sondern man gestaltet auch ihr Leben recht unangenehm. Da sind besonders die entsehliden Garvationen, vor allen Dingen die der Kavallerie. Diese Truppenteile werden, soweit sie nicht zur Garde gehören, in feinen Nestern auf dem Lande untergebracht, und zwar aus eher fasschen Sparparkeit heraus. Das Futter für die Pferde, die Stallungen sind hier billiger als in den großen

Städten. Dem Umstande aber, wie sich die Offiziere in dieser ent- sehliden Umgebung zurechtfinden, die jedes Verkehrs, jeder An- regung mangelt, nicht den geringsten Komfort bietet, wird keinerlei Gewicht beigemessen. Einmal der Standpunkt gilt: Die Leute erhalten ja dafür, daß sie dienen, Gehalt. Daß man eine höhere Lebensaufgabe im Tragen des bunten Rockes erblickt, wird also, und zwar von oben herab, untergoben. Da ist es selbst- verständlich kein Wunder, daß auch die Offiziere ihren Beruf dem- entsprechend ansehen und achten, daß sie ihn nur als Brotstelle betrachten.

Trotzdem die Verhältnisse so gestaltet, also wenig verlockende sind, ist der Werdegang zum aktiven Offizier nicht leicht gemacht. Nur den Höglingen der Militärschulen, die aber schon als Kinder in diese Anstalten eintreten müssen, wird es verhältnismäßig bequemer, denn sie erhalten, wenigstens unmittelbar nach Bestehen der Prüfung, das Patent. Nur ist es aber wirklich nicht jedermanns Sache, besonders wenn er über Mittel verfügt, seinen Sohn in eine Anstalt zu tun, die den Jüngern der Familie erzieht, ihn zudem — so heißt es wenigstens allgemein — manche Schledrigkeit durch die Kameraden lernen läßt. Hingegen ist das Ergreifen der Offizierslaufbahn für den Einjährigen sehr schwer. Der muß zuerst sechs Monate oder ein Jahr beim Regiment bleiben, dann nach bestandener Prüfung in die Kavallerie eintreten, hier zwei Jahre lernen, an Wissenschaften zwar nicht übermäßig viel, aber dafür sich von älteren Kameraden, also Vorgelegten, schinden lassen. Der Junge wird Nachts von seinen Kameraden zum Spas aus dem Bett gezerrt; wenn er schläft, mit kaltem Wasser be- gossen und was solcher abhärtenden Scherze noch mehr sind. Hat er auch das glücklich hinter sich, so ist er nicht gleich Offizier, sondern muß noch ein paar Jahre, mit dem Grade eines Unter- militärs herumlaufen. Er darf während dieser Zeit im Theater nur vorgelesene, und natürlich nicht die besten Plätze benutzen, auf der Straße nicht rauchen, in der Eisenbahn nur dritter Klasse fahren usw.

Nun sind auch die Maßregeln getroffen, um den Geist des Offi- zierkorps zu heben, also das, was mutwillig zerstört wurde, wieder zu wecken. Da hat man das Duell eingeführt. Nehmen wir den Fall, daß sich zwei Offiziere und zwar ganz gründlich in die Haare geraten, daß schwere Beleidigungen erfolgen. Ein Ehren- gericht ist dann der nächste Schritt, das bestimmt: losgehn! Jetzt wird die Postzeit benachrichtigt. Die weist einen Platz an, bittet ihn ab, daß Müßige keinen Zutritt haben. Das Duell selbst. Meist gehen die Kugeln vorbei. Nehmen wir aber den un- glücklichen Hsfall, eine trifft Straffreiheit, da durch Ehrengericht- beschluß geschieden, auf der ganzen Linie. Auch die Erhebung in den Adelstand hat man mit der Ernennung zum Offizier ver- bunden. Jeder, der Leutnant wird, erhält den persönlichen Adel, und bringt er es über den Hauptmann, dann selbst ihn, oh! Freude, der erbliche. Sogar nur ein Biskett III. muß der Offizier bezahlen, und darf damit II. Klasse auf der Bahn fahren!

Natürlich sind alle diese Maßnahmen — als das werden sie auch in Rußland empfunden — nicht dazu angetan, den Geist im Offizierkorps zu heben. Man spottet der Besuche und meidet den bunten Rock, greift nur nach ihm, wenn sich wirklich nichts Besseres findet. Und jetzt nun soll dieses Heer, das von Offizieren angeführt wird, deren Ansehen die Regierung auf alle Art herab- gesetzt und untergraben hat, Schlachten schlagen, gewöhnen! Treueste Pflichterfüllung, vollste Selbstaufopferung verlangt man von den Leuten, denen der ganze Dienst bisher nur eine Brotstelle war.

Die Entstehung unserer Infanterie.

Auch in den neuesten Kriegen ist die Infanterie stets die Haupt- waffe gewesen, durch die die eigentliche Entscheidung erkämpft wurde. Die Schöpfung dieses gewaltigen Schlachtmittels ist eine Tat der germanischen Kultur, die sich damit in der neueren Kriegsgeschichte die erste Stelle errungen hat. Ein vorrefflicher Kenner der Militär- wissenschaften, Dr. Martin Hobohm, hat in einem Aufsatz der Deut- schen Rundschau diese durch die Schweizer begründete, durch die Holländer fortgeführte und durch die Preußen vollendete Reform des Heerwesens eine „welthistorische Leistung der germanischen Völker“ genannt. Im Mittelalter entschied der schwergepanzerte Ritter die Schlachten, ein vorzüglicher Einzelkämpfer, der sich um das Ganze nicht kümmerte, sondern sich seinen Gegner höchst persön- lich herausuchte und den Streit Mann gegen Mann mit ihm aus- focht. Lange hatte diese hofse Erscheinung auf den Basilläten Europas triumphiert; da grub die Schlacht bei Marston (1381) dem Rittertum sein Grab. Der Ansturm der Reiter scheiterte an dem Genierthausen der Schweizer, deren lange Pfeiße sich wie die Stacheln eines Igels den Rittern entgegenstreckten und sie zur Flucht zwangen. Mit diesem Auftreten der Schweizer begann eine entscheidende Wendung in der Geschichte der Kriegskunst. Nicht von den römischen Legionen, nicht von den langen Speeren der Mazedonier, die im Altertum bereits Ähnliches geleistet, hatten die behenden Söhne des Gebirges gelernt. Von den kriegerischen Sitten der alten Germanen ging ihre Entwicklung aus, und das Auftreten der Infanterie war eine völlige Neuschöpfung aus dem tapferen Geist unseres Volkes. In den abgelegenen Tälern des Bierwaldstätter Sees hatten sich noch ein paar von den alemannischen Hundertschaften der Urzeit erhalten, und die fast 1000jährige

Ueberlieferung wuchs nun gegen Ende des Mittelalters zu einer neuen furchtbaren Kraft heran. In der Tapferkeit und dem Selbstvertrauen auf den Sieg kam bei ihnen noch — und darin übertrafen sie die Ritter — die zuverlässige Führung, der feste Zusammenhang der Mannschaften unter sich und mit ihren Oberen, durch die sie nicht nur zu einer äußerlichen, sondern zu einer geistigen Einheit wurden. Unter „Infanterie“ versteht man Fußvolf, das die Fähigkeit besitzt, taktische Körper zu bilden. Bei Laupen geschah das zum erstenmal, daß sich Fußknechte zu Haufen zusammenschlossen und nun den Reitern Widerpart boten, vor denen sie Jahrhunderte als einzelne dabongelaufen waren. Gerade durch ihren Zusammenschluß, durch die taktische Formation, erwies sich die Infanterie als der furchtbare Vernichter der Reiterei. Ihre wichtigste Ausgestaltung erhielt diese Taktik der Gevierthaufen seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts durch die deutschen Landsknechte, denen dann die Spanier ihre Kunst abhahen. Die Hauptwaffe war die Pike, ein ungefüßter Langspieß von 5 bis 6 Meter Länge. Den Wert dieser Waffe gegen Reiter hat man auch noch viel später betont; so sagt Scharnhorst in seinem Handbuch für Offiziere, daß selbgeschlossene Infanterie mit vorgehaltenen Bajonetten schlechterdings nicht umzureiten sei, auch wenn sie sich gar nicht wehre, und die preussische Landwehr beim 1813, wo die Gewehre mangelten, kurze Stieße von etwa 3 Meter Länge in die Hand, um der Kavallerie zu Leibe zu gehen. Die Gevierthaufen der Renaissance waren durchschnittlich 6000 Mann stark und standen in derselben Tiefe wie Breite. Diese Kolosse rückten nun im Geschwindschritt nebeneinander, stießen in einem furchtbaren Anprall zusammen und suchten gleichzeitig eine Lücke in die von Speeren starrende Masse zu reißen. Der Haufe, der zuerst auseinander gespalten wurde, war verloren; denn die Kraft dieser Infanterie bestand nur in ihrer Einheit. Der Einzelne fiel rasch dem kurzen Schwert oder auch der Pistole des Feindes zum Opfer. Nach dem ersten Auftreten dieses Kampfmittels bei Laupen, der Schlacht, die man die Geburtsstätte der modernen Infanterie nennen muß, hat es 2½ Jahrhunderte lang die Kriege beherrscht und die Siege erschöften. Eine Voderung der Formation, eine Zusammenfassung des Fußvolkes zu kleineren Gefechtskörpern versuchten um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts die Holländer, die nun als die militärischen Erben und Fortsetzer der Schweizer auftraten. In der Schlacht bei Nieuport (1600), die Moriz von Oranien gegen die Spanier gewann, behauptete diese neue Taktik ihre Feuerprobe. Es war die geniale Leistung des Herzogs Moriz und seines Veters Wilhelm Ludwig, ihre Truppen zu strafferer Manneszucht und besserer Einübung zu zwingen, und so wurde es möglich, mit flacheren und kleineren Körpern zu operieren, Bataillone zu bilden, die nur noch 10 Glieder tief waren und nur noch in der Mitte Vangspieße, auf beiden Seiten Feuergewehre hatten. Diese Truppenkörper konnten sich eilig nach jeder Richtung bewegen, sich gegenseitig unterstützen und den Feind umfassen. Was Napoleon in seiner Tirailleurtaktik weiter ausbildete, war hier bereits vorausgedacht. Die eigentliche Vollendung und den Höhepunkt in der Entwicklung der Infanterie erreichten aber erst die Preußen, indem sie durch den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht die Lösung des Problems brachten: strengste Manneszucht zusammen mit höchster Selbständigkeit, wie sie nur aus sittlicher Freiheit und treuer Pflichterfüllung geboren werden kann. Erst durch die nationale Mündigkeit des Einzelnen, durch einen höheren Begriff der Disziplin wurde die moderne Ausbildung der Infanterie ermöglicht.

Vermischtes.

* **Kriegsmode.** Auch der Mode prägen die Kriegsläufe den Charakter an. Vielfach beobachtet man, daß die Frauenkleidung zu militärischem Schritt und zur Verwendung solcher Motive neigt, die der Soldatentracht entstammen. Man sieht vaterländische Schöne, die Vitowlen oder Attilas nach Dufarenart tragen, doch ist es nicht wahrscheinlich, daß diese Moden viel Anhang und Verbreitung finden werden. Recht beachtenswert hingegen ist ein Vorschlag, der im Konfektionär gemacht wird und der die Massenherstellung einer „Kriegsbluse“ anregt. Der Vorschlag geht dahin, daß die Berliner Konfektion nach dem Einheitsmodell eines Zeichners möglichst rasch eine Herbstbluse auf den Markt bringen solle, die unter dem Namen Kriegsbluse, den gegenwärtigen Verhältnissen angepaßt, von schlichtestem Schnitt und zu billigem Einheitspreis in allen Größen fertig zu laufen wäre. Eine solche Bluse wäre etwa aus wärmerem Stoffe in schwarzer oder dunkelblauer Farbe für Haus und Bureaugebrauch herzustellen. Die gewisse Uniformität, die bei Einführung dieser Kriegsbluse nicht zu vermeiden wäre, würde vielleicht gerade jetzt nicht als Nachteil empfunden werden; und während den Frauen weiter Bevölkerungsklassen auf diese Weise die Möglichkeit gegeben wäre, sich ein für die kühlere Jahreszeit notwendiges Kleidungsstück zu möglichem Preise und doch in gefälliger Form zu erwerben, würde andererseits Hunderten ihrer Mitbewerberinnen durch die Anfertigung dieses Massenartikels Gelegenheit zum Brotverdiene geben. — Auch die Herrenmode scheint den Einfluß des Krieges erfahren zu sollen. Wie angekündigt wird, hat man als

die große Mode der nächsten Zukunft das Feldgrau zu erwarten; und wahrscheinlich wird die neue feldgraue Mode, um das Publikum recht bald zu Nutzen zu veranlassen, mit möglichster Beschleunigung herausgebracht werden.

* **Die Volksbildung und der Krieg.** Nach dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71 wurde allgemein die größere allgemeine Höhe der deutschen Volksbildung gegenüber derjenigen des französischen Volkes anerkannt. Man sagte damals, daß nächst den Heerführern und Bismarck und Moltke der deutsche Volksschullehrer es gewesen sei, der die Franzosen besiegt habe. Einen sehr charakteristischen Beweis für den geringen Grad damaliger französischer Volksbildung teilt Sebastian Densel in seiner Autobiographie mit. Er fand vor Paris in den von den französischen Truppen verlassenen Plätzen massenhaft die Bücherchen umherliegen, welche die französischen Soldaten bei sich tragen und welche ihre Signamente und ihre Rationale enthalten. „Ich blätterte“, so erzählt Densel, „viele durch und mich frappierte, daß häufig sich die Eintragung fand: *Sait decire, mais ne fait pas lire.* Darüber zerbrach ich mir lange den Kopf und fand schließlich folgende Erklärung für dieses rätselhafte Faktum: Alle Grundstücke in Frankreich sind mit Mauern eingefriedigt, auf denen lange Affischen oft mit riesengroßen Buchstaben schabloniert sind. Nun fand ich, daß die so sonderbar begabten Soldaten, die schreiben, aber nicht lesen konnten, meist Maurer oder doch Bauhandwerker waren. Offenbar wurde ihnen, daß sie solche Aufschriften schablonieren konnten, als Schreiben angerechnet. Ich fand das sehr genügsam.“ Bei uns würde man solche Leute Analphabeten nennen, und es steht außer jedem Zweifel, daß 1870 auf deutscher Seite keine Analphabeten im Felde standen. Aber Densel teilt noch einen anderen Beweis mangelnder Volksbildung der Franzosen mit. Im Arbeitszimmer seines Vaters in Vagny, eines Architekten, fiel ihm ein Plakat an der Wand auf, auf dem Zahlenkolonnen sichtbar waren, und das sich als — das kleine Einmaleins herausstellte, und auf Densels verwunderte Frage, was er damit mache, sagte der französische Architekt ganz treuherzig naiv: „Nun, man braucht doch oft solche Angaben — etwa dreimal fünf, und da ist es sehr bequem!“

Büchertisch.

Die Kriegsausgabe des Weberschen Taschenbuches der Kriegsflootten, das geraume Zeit vergriffen war, ist Jochem im Verlage von J. F. Lehmann in München erschienen. (Preis 4.50 Mk.) Vor 4 Tagen erfolgte die Druck-erlaubnis vom Reichsmarineamt und sofort begannen 14 Schnellpressen mit dem Druck des Werkes. Heute liegt es bereits gebunden vor. Die Kriegsausgabe enthält genaue Angaben und Abbildungen von sämtlichen Schiffen unserer Gegner und der Neutralen. Geschwindigkeit, Besetzung, Panzerung, Mannschaften, Torpedos, Tiefgang, Länge, Dampftrakt, Kohlenvorrat, Zahl der Schrauben, alles ist bei jedem einzelnen Schiff ausgenäht angegeben. Die Flotten des Deutschen Reiches und von Oesterreich mußten in dieser Ausgabe auf Befehl des Reichsmarineamtes aus nahe-liegenden Gründen weglassen. Für die deutsche und öster-reichische Flotte bildet das Buch aber auch in dieser Form einen kostbaren Berater, schildert es doch die Stärke und Gefechtskraft unserer Gegner bis in die kleinste Einzelheit. Viele Tausende von Flottenfreunden warten mit Sehnsucht nach dem altbewährten Berater, der bis Ende August alle Veränderungen im Bestand der fremden Flotten aufweist.

— Für die Verfolgung der Kämpfe an der deutsch-österreichisch-russischen Grenze ist wieder eine neue Freitagliche Karte von der Kartogr. Anstalt G. Freitag u. Bernth, Ges. m. b. H., Wien VII, Schottenfeldgasse 62, herausgegeben worden, die ihrer Anlage nach geeignet ist, für die Dauer des Krieges ein gutes Orientierungsmittel zu bieten. G. Freytags Karte der westrussischen Kriegschauplätze, 1:2 Millionen, 71:100 Zentimeter groß, Preis 2.40 Kr. = 2 Mk., reicht von Stockholm und St. Petersburg im Norden bis Belgrad—Bukarest—Sewastopol im Süden, von der deutsch-russischen Grenze im Westen bis Moskau—Charkow im Osten, enthält somit das ganze Gebiet, soweit es für die Kriegereignisse in Betracht kommen kann.

Tauschrästel.

- Ecke — Hand — Rad — Sichel — Puder — Zopf
- Dachs — Uhr — Segen — Brunn — Dahn —
- Alm — Nest — Fabel.

Die Anfangsbuchstaben vorstehender Wörter sind mit anderen Buchstaben derart zu vertauschen, daß man ebensoviel neue Wörter erhält, deren Anfangsbuchstaben den Namen eines Komponisten ergeben. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätselsbruchs in voriger Nummer:

Ueber ein Kleines, o zürnender Freund,
 Schelbet der Tod, die noch heute vereint.
 Gib mir die Hand, eh' der Abend vergeht,
 Ueber ein Kleines — so ist es zu spät.

Gerol.